



Pfingsten – Mission WeltWeit mit BeGeisterung

Gottes Geist ist immer frisch und neu

Ein Markenzeichen von Gottes Geist ist, dass sie alles neu macht. Wo der Geist ist, ist frisches Leben, Bewegung und Veränderung. Die Gute Nachricht ist schließlich eine Nachricht, und jeweils neu und tagesaktuell; ein Apostel ist ein Bote, der etwas Neues und Wichtiges mitzuteilen hat. Nichts ist so alt wie die Zeitung von gestern. Und so sind Missionar*innen Überbringer dessen, was die Menschen HEUTE hören müssen, nicht gestern.

Kein Wunder also, dass sich Mission ständig weiterentwickeln muss, um die Botschaft frisch und neu zu halten. Unsere Kongregation wurde in der Zeit des großen missionarischen Frühlings in Europa gegründet. Auch Arnold Janssen ließ sich von der neuen Missionsbegeisterung erfassen, die die Kirche in Europa durchwehte. Bemerkenswerterweise ging der Enthusiasmus von Laien aus, Persönlichkeiten wie Pauline Jaricot, Auguste Sartorius und Heinrich Hahn, die Vereine gründeten, um Missionare in China und anderswo durch Spenden und Gebet zu unterstützen. Arnold Janssen war Teil dieser Bewegung und förderte sie aktiv. In einigen Ländern wurden Missionsseminare gegründet, um Priester auszubilden, die bereit waren, "in den Missionen" zu arbeiten. Bald wurden Missionskongregationen gegründet, die sich ganz der Missionsarbeit in Übersee widmeten. Das war damals eine neue Form des Ordenslebens. Und es war aus mehreren Gründen erstaunlich. Die katholische Kirche stand nämlich unter starkem politischem Druck

(Stichwort Kulturkampf). Klöster mussten geschlossen werden, und nur Kongregationen mit Schulen und Krankenhäusern durften ihre Arbeit fortsetzen. Außerdem gab es in Europa das überwältigende Massenverelendungproblem im Zuge der Industrialisierung. Warum sollte man sich angesichts solch massiver Probleme im eigenen Land um die Mission in Übersee kümmern? Neu war auch die Beteiligung von Frauen an der Missionsarbeit, ein Bereich, der früher den männlichen Ordensleuten und Priestern vorbehalten war. Der Gedanke an weibliche Missionare war so neu, dass Helena Stollenwerk alle Mühe hatte, einen Ort zu finden, wo sie darauf hoffen konnte, nach China geschickt zu werden.

Von "ad gentes" zu "inter gentes" – und weiter?

Natürlich hat der Zeitkontext unserer Gründung unser Verständnis von Mission nachhaltig geprägt. In erster Linie ist es die *missio ad gentes*, gerichtet an Menschen in "anderen" Erdteilen, die Christus noch nicht kennen (später mehr zu den „anderen“). Das hat unser vorherrschend geografisches Verständnis von Mission geprägt. Wir sprechen von den Schwestern unserer Provinz, die anderswo arbeiten, als "unsere Missionarinnen". Wir feiern Missionsentsendungen für diejenigen, die in ein anderes Land gehen. Wir sind stolz darauf, in vielen Ländern der Welt präsent zu sein.

Das vorkonziliare Missionsverständnis von so genannten Missionsländern und speziellem Missionspersonal ist jedoch langsam zerbröckelt. Anfangs entfachte das Zweite Vatikanische Konzil eine neue Begeisterung. Man wurde gewahr, dass Mission keine Einbahnstraße von Europa und Nordamerika in den Rest der Welt ist, sondern dass Mission *inter gentes* ist. Doch auch dieses Missionskonzept ist immer noch an Geografie gebunden. Und Geografie ist heutzutage in unserer globalisierten digitalen Welt nicht mehr das strukturierende Moment. Es ist nicht mehr die Geografie, die uns definiert, sondern die soziale Mobilität, Migration und Zugehörigkeit zu digitalen *communities*.

Wenn wir also von "globaler Mission" sprechen, was meinen wir damit? Rund um den Globus, also eine geografische Totalität? Unser 14. Generalkapitel (2014) war ein Durchbruch in dem Sinne, dass wir uns von unserem gewohnten geografischen Denkraum lösten und uns für ein kontextbezogenes Verständnis von Mission öffneten. Ein früheres Kapitel hatte Afrika als unsere Priorität festgelegt. Dorthin sollten unsere finanziellen Mittel und Personal vorrangig fließen. 2004 waren die Kapitularen der Meinung, dass dies sicherlich gut gemeint war, aber den vielfältigen Realitäten des afrikanischen Kontinents nicht gerecht wurde; denn unbeabsichtigt wurde damit ganz Afrika mit dem Stereotyp "arm und bedürftig" belegt. Das Kapitel entschied sich zu einem neuen Verständnis von Mission als situationsbezogener Aufgabe: Mission ist überall dort, wo Gottes Geist uns einlädt, Zeugnis von ihrer heilenden und versöhnenden Kraft abzulegen. Das Kapitel prägte den Ausdruck, dass wir "Komplizinnen des Geistes" sind, ausgestattet mit einem neuen globalisierten, planetarischen Bewusstsein.

Wenn alles Mission ist, was ist dann noch Mission?

Die bahnbrechende Erkenntnis des Zweiten Vatikanischen Konzils, dass die Kirche ihrem Wesen nach missionarisch ist, führte zu einer neuen Begeisterung für die Evangelisierung. Unsere Kongregation widmete sich einer Vielfalt von neuen Aufgaben in der Pastoral und im sozialen Bereich. Wir haben uns an die Seite von Menschen gestellt, um mit ihnen Armut und Ungerechtigkeit zu bekämpfen. Wir wurden durch ein neues theologisches Selbstverständnis bestärkt: In unseren ersten Konstitutionen hatte es noch geheißen, dass wir – gleich den Frauen, die Jesus und die Apostel unterstützten – die Helferinnen und Unterstützerinnen der "eigentlichen" Missionare, d.h. der Priester, seien. Nun verstanden wir uns als Missionarinnen im vollen Sinne.

Seither sind viele neue Missionstheologien entstanden. Mission wurde aus ihrer ekklesiologischen Enge befreit und wurde zur *missio Dei*, zur Teilhabe an Gottes Mission zur Verwirklichung des Reiches Gottes. Mission ist nicht mehr nur Glaubensverkündigung und Aufbau der Kirche, sondern umfasst alle Dimensionen der menschlichen Entwicklung, der Befreiung, Gerechtigkeit, Versöhnung und neuerdings auch der Bewahrung der Schöpfung.

Allerdings ist diese Fülle an neuen Missionskonzepten nicht nur ein Zeichen von Vitalität, sondern auch von Krise. Immer neue Definitionen von Mission sind nötig, weil keine umfassend genug zu sein scheint und keine befriedigt wirklich. Denn wenn alles, was die Kirche ist und tut, Mission ist, was ist dann eigentlich Mission? Wenn jeder Christ ein Missionar, eine Missionarin ist, wer sind dann die Missionar*innen?

Überall und nirgends?

Unsere Gründergeneration hegte keine Zweifel: Familie und Heimat zu verlassen auf Nimmerwiedersehen; für den Rest des Lebens ungewohnte Nahrung zu essen und nach fremden Sitten zu leben; einen frühen Tod durch Tropenkrankheiten oder Gewalt in Kauf zu nehmen – kurz: das eigene Leben zu opfern – Mission ist alles wert. Denn Mission ist lebens- und heilsnotwendig für die Ungetauften. Das nährte eine starke Motivation. Eine weitere tragende Motivation, vor allem für Frauen, war das Mitleid mit den Menschen („den armen Heiden“), die von den Errungenschaften der europäischen Zivilisation, d. h. Bildung/Schulen und westlicher Medizin, ausgeschlossen waren.

Das Zweite Vatikanische Konzil ließ das alte theologische Adage *extra ecclesiam nulla salus* (kein Heil außerhalb der Kirche) fallen und öffnete die Pforten des Heils auch für Nichtchristen. Damit versiegte gewissermaßen eine Motivationsquelle. Missionare wandelten sich von Seelenrettern zum Sauerteig des Gottesreiches, wo immer es im Entstehen begriffen war. Der andere, karitativ-soziale Teil der Motivation setzte sich in der missionarischen Entwicklungsarbeit und dem Einsatz für Gerechtigkeit fort. Als Kongregation haben wir unsere Arbeit breit ausgefächert. Sie besteht nicht mehr hauptsächlich aus Schulen und Krankenhäusern, sondern aus einer Vielzahl von Berufen und Aktivitäten im seelsorglichen und sozialen Bereich – und hoffentlich mehr und mehr auch im Einsatz für die verwundete Schöpfung.

Diese Veränderungen haben viel neues Leben in unsere Kongregation gebracht, aber auch neue Fragen aufgeworfen. Mission ist überall und alles; Mission ist vor meiner Haustür und in jedem Menschen, dem ich begegne. Das macht es schwer, Prioritäten für unsere Arbeit zu setzen. Ja, Mission ist alles, aber wir können nicht alles tun – was sollen wir also wählen?

Mission ist überall, und wir brauchen nicht unser Land zu verlassen, um Missionarin zu sein. Was bedeutet das für Missionsbestimmungen? Warum sollten wir unser Heimatland, unsere Sprache und Kultur aufgeben, wenn dies einen Großteil unserer Energie und unserer Finanzen verschlingt und wir in unserem eigenen kulturellen Umfeld effizienter arbeiten könnten?

Bausteine für Globale Mission

Als Kongregation müssen wir ins Gespräch kommen über unser Missionsverständnis; oder genauer gesagt: über das Verständnis unserer Mission. Ein Verständnis, das unsere Begeisterung für das, was wir tun, nährt. Dazu müssen wir eine Wahl treffen; denn wenn die ganze Kirche missionarisch ist, können wir als einzelne Kongregation nicht alle Bereiche abdecken. Auch kann globale Mission nicht "rundum den Planeten" bedeuten. Erstens schwinden unsere Zahlen, und zweitens wäre es nicht zeitgemäß, in ein geografisches Missionsverständnis zurückzufallen.

Was könnten Bausteine für eine neue Sichtweise unserer Mission sein? Auf der Suche nach einer Antwort bietet sich ein Blick auf Jesus an: Wie hat Jesus seine Mission gelebt?

A. Mission als Gastfreundschaft

Jesus liebte Partys – so sehr, dass Leute, die sich für religiös hielten, über ihn die Nase rümpften (Mt 11,19). Er feierte Hochzeiten mit, hielt nicht viel auf Fasten (Mt 9,14) und nahm Einladungen zum Essen von frommen Pharisäern und öffentlichen Sündern gleichermaßen an. In seinen Gleichnissen griff Jesus auf die Weisheitstheologie des Alten Testaments zurück und verglich die Herrschaft Gottes mit einem Hochzeitsmahl, zu dem alle eingeladen sind, insbesondere die Unwürdigen und Unbedeutenden. Mit den Kleinen und

Verachteten zu essen, war eine prophetische Tat Jesu. Durch die Tischgemeinschaft führte Jesus allen vor Augen, was die Gottesherrschaft bedeutet. Am Tisch eines anderen zu Gast zu sein, war für Jesus ein Weg der Evangelisierung.

Es fällt auf, dass Jesus während seines irdischen Wirkens die Rolle des Gastes einnahm und nicht die des Gastgebers. Er ließ sich einladen und lud sich selbst ein (Lk 19,5). (Eine Ausnahme sind die Erzählungen der Brotvermehrung; diese sind jedoch nachösterlich und zurückprojiziert in das irdische Leben Jesu). Erst im Angesicht des Todes verwandelt sich Jesus beim letzten Abendmahl in den Gastgeber. Dies ist gewissermaßen der Wendepunkt: nach Ostern erscheint Jesus seinen Jüngern dann in der Rolle des Gastgebers (am Ufer des Sees; in Emmaus).

Jesus empfahl seine "Methode" auch für seine Jünger. Als er sie aussandte, riet er ihnen, zu Gast zu sein in den Dörfern (Lk 10,7-8). Ist das ein Missionsmodell auch für uns, und was würde es bedeuten?

Zu allererst müssten wir umdenken und die Rollen tauschen. Wir sehen uns gerne in der Rolle der Gastgeberinnen. Und das aus gutem Grund: Gastfreundschaft ist ein Herzstück des Ordenslebens. Der Brief an die Hebräer (13,2) mahnt: "Vergesst nicht, Gastfreundschaft gegenüber Fremden zu üben; denn so haben manche, ohne es zu wissen, Engel beherbergt." Der heilige Benedikt schreibt vor, dass jeder Gast wie Christus persönlich aufgenommen werden soll. Im Mittelalter versorgten Mönche und Nonnen Reisende und Pilger mit Nahrung, Unterkunft und Krankenpflege. Die Begriffe Hospital und Hotel erinnern in ihrer Herkunft an diese traditionelle Kloster-Gastfreundschaft.

In unserem missionarischen Einsatz kümmern wir uns um die Armen und Benachteiligten, um die im Glauben Suchenden. Wir laden sie ein, sich an unseren Tisch der Fülle zu setzen. Das ist ganz sicher im Sinne Jesu. Manchmal kann es

jedoch zu Problemen führen, wenn wir die ausschließlichen Geberinnen sind und andere lediglich Empfänger. Oder wenn es nur um materielle Hilfe geht und sich niemand für den Glauben interessiert, den wir gerne mit ihnen teilen würden. Oder wenn wir denken, dass wir nur relevant sind, wenn wir etwas zu geben haben (sei es Geld oder Antworten auf Probleme).

Missionarin in der Rolle des Gastes – das bedeutet, als Pilgerin unterwegs zu sein. Ein Gast ist per se nicht zu Hause. Ein Gast kommt nicht mit seinem ganzen Hausstand an, sondern hat nur das Nötigste bei sich und ist ansonsten auf die Gastfreundschaft angewiesen. Selbst wenn es heißt: "Fühl dich wie zu Hause", muss der Gast die Gepflogenheiten im Haus des Gastgebers respektieren und sich anpassen.

Andererseits hat der Gast etwas Wichtiges beizutragen. Man stelle sich frühere Zeiten vor ohne Zeitung, Fernsehen, geschweige denn Internet: man war auf Reisende angewiesen für jegliche Nachrichten von jenseits des eigenen Gartenzauns. Ein Gast bringt Freude und Abwechslung, wenn sie gute Nachrichten und interessante Geschichten zu erzählen hat. Ein Gast kann aus dem Alltagsrott und der routinierten Langeweile herausreißen. Sie kann ein Fenster zur weiten Welt öffnen.

Der Dominikaner Timothy Radcliffe erzählt die Geschichte seines Mitbruders Marie-Dominique Chenu, eines berühmten Theologen. Oft ging dieser abends aus, um Künstler, Politiker und Akademiker zu besuchen und überhaupt jeden, der ihn einlud. Wenn er nachts nach Hause kam und einen jungen Mitbruder in der Teeküche traf, fragte er ihn: "Und, was hast du heute gelernt? Nein, ich meine nicht an der Universität. An wessen Tisch hast du heute gegessen?"

Der Missionar-als-Gast muss nicht unbedingt interessante Reden schwingen. Eine gute

Missionarin ertappt sich regelmäßig beim Zuhören und Lernen. (Das griechische Wort für Jünger*in heißt genau übersetzt: Lernende.) Im synodalen Prozess entdecken wir gerade die Jüngerschaft als Zuhören wieder.

Josef Freinademetz' Zeit als junger Seminarist in Brixen war bestimmt eine gute Vorbereitung auf seine Mission in China. Er musste sich seine täglichen Mahlzeiten selber organisieren. Jeden Tag der Woche war er Gast am Tisch einer jeweils anderen Familie. Man stelle sich vor, was es bedeutet, sich täglich auf eine neue Familie einzustellen, auf ihre Gesprächsthemen, Respekt und Dankbarkeit zu zeigen...

In China reiste Josef Freinademetz von Dorf zu Dorf und war dort zu Gast, wo immer eine christliche Familie, ein chinesischer Beamter oder ausländische Diplomaten ihm Gastfreundschaft gewährten.

Die missionarische Spiritualität des Zu-Gast-Seins findet ihren Ausdruck vor allem in unserem interkulturellen Leben. Wir sind nicht zu Hause, wenn wir in einem anderen Land leben und arbeiten. Wir sind nicht einmal in unseren eigenen Kommunitäten zu Hause, wo wir Tag für Tag auf unsere Vorlieben und unseren eigenen „Stil“ verzichten müssen.

B. Mission als GottesSuchLeidenschaft

Wie Jesus selbst waren auch Mitglieder der frühen Kirche Wanderprediger (Barnabas und Paulus, Prisca und Aquila, Junia und Apollos und viele andere). Mission ging Hand in Hand mit Mobilität. Wenn wir heute von globaler Mission sprechen, ist das in erster Linie eine geistige Mobilität und Haltung. Es bedeutet, nicht in den Problemen unseres unmittelbaren Umfeldes stecken zu bleiben. Die müssen natürlich auch angegangen werden, aber darüber hinaus sollen Köpfe und Hände frei bleiben für Menschen und Anliegen „anderswo“ (siehe Apostelgeschichte

13,2-3). Die Bewegung nach außen (Mission) wird zum physischen Ausdruck einer inneren Bewegung: von der völligen Inanspruchnahme durch meinen unmittelbaren Lebenskontext hin zu einer umfassenderen Realität. Die Realität der anderen, die Realität des "Anderen" - das ist die Richtung, in die uns der Geist wehen will (siehe Apg 16,6-10, Paulus' Traum).

Gott offenbart sich uns als der ganz Andere. Deshalb lässt sich Gott vor allem in der Begegnung mit dem Anderen finden. Eine tiefe Begegnung mit einem anderen Menschen, einer anderen Realität, einer anderen Kultur wird immer eine Gotteserfahrung sein, wenn auch manchmal schmerzhaft.

Begeisterung für globale Mission ist eine „Suchleidenschaft“: Gott im Anderen, im Fremden und Unbekannten zu suchen. Diese Erfahrung des Anderen ergibt sich leichter, wenn wir unsere gewohnte Umgebung verlassen. "Anderswo" kann weit weg oder gleich nebenan sein, bei Menschen, mit denen ich normalerweise nicht zusammenkomme, die andere Interessen haben und eine andere Weltanschauung.

Ein Ortswechsel allein reicht aber nicht aus. Ich kann meine vertraute Welt mühelos an jeden Ort der Welt mitnehmen; das Internet macht es einfacher denn je. GottesSuchLeidenschaft hingegen wird immer über das Vertraute hinaus auf den Fremden und das Fremde schauen – auf Gott hin, der sich mir auf unerwartete Weise offenbart. Unsere Anpassungsschwierigkeiten an eine andere Kultur und unsere Schwierigkeiten mit dem interkulturellen Leben sind vielleicht gar kein schlechtes Zeichen, sondern Wachstumsschmerzen. Sie bedeuten einfach, dass der fremde Gott mich ruft, aus dem Kreis herauszutreten, den ich um mich herum gezogen habe und den ich mein Zuhause nenne...